

I. 199.

Jutta Fichtner

Lahr

Schlenkerkarlinchen, Monsieur und der Père Noël

*Eine hübsche, rührende und sehr angenehm zu lesende Geschichte der Freundschaft zwischen einem deutschen Mädchen und einem französischen Mädchen in **Lahr**. Sie ist bei Kriegsende 1945 fast fünf Jahre, ihr Bruder sieben Jahre alt. Sie wohnen in einem beschädigten Haus, der Vater ist im Krieg vermisst, die Mutter häufig mit dem Rad auf Hamstertouren, wo sie ihre Aussteuer los wird – und auch den Puppenwagen der Tochter. Deren Puppe heißt Karla, genannt nach dem ebenfalls vermissten geliebten Onkel Karl. Einmal machen die beiden einen verbotenen Ausflug zur Schule mit den französischen Wachhäuschen und dem „Mohren“: ein Mutprobe, die die Soldaten nicht interessiert. Dann Einquartierung: Monsieur und Madame Bonneville und ihre beiden Kinder. Madame ist sehr hübsch, vermisst aber Frankreich sehr – und eines Tages ist sie weg, Monsieur bleich und verstört. Die Kinder Monique und Paulo bleiben in Lahr, und die beiden Mädchen werden Freundinnen: Monique liebt die primitive, aus einem Strumpf selbst gebastelte Puppe Karla, Jutta deren hübsche Puppe Juliette. Monique erzählt, wie einfach sie auf dem Bauernhof der Großeltern aufgewachsen ist: das Schlaraffenland bekommt ein „zweites, sehr irdisches Gesicht“. Mutter bastelt die Nächte durch, dann Heilig Abend 1945. Plötzlich wird eine Kiste herein geschoben mit unvorstellbaren Schätzen: Weißbrot, Butter, Kaffee, Zucker, Orangen, Schokolade und noch mehr. Monsieur freut sich über das Staunen. Als die Rohre einfrieren, schickt Monsieur einen Mann mit Bunsenbrenner, und er schickt Briketts. Dann wird er versetzt, die Freundinnen weinen und versprechen sich beim Abschied ewige Treue: „Ein Versprechen, das leider nicht überdauert hat.“ Aber die Puppen haben sie getauscht.*

Ich war fast fünf, mein Bruder sieben und der Krieg soeben zu Ende. In unserer kleinen Welt hatte sich manches verändert. Endlich keine Sirenen mehr, kein unheilvolles Dröhnen am Nachthimmel und trübrotter Feuerschein, der sich zuckend in den Wolken spiegelte, keine Nächte mehr im Keller zusammen mit Menschen voller Angst, die weinten und beteten.

Geblichen war der tiefe Bombentrichter vor unserem Haus, der die Straße unpassierbar machte, ein mannshohes Loch in der Küchenwand und die leeren Fensterhöhlen im Treppenhaus, die schließlich mit Brettern zugenagelt wurden. Wir hatten den Krieg nicht in seiner furchtbarsten Ausprägung erleben müssen, aber wir waren in namenloser Angst von Mutter über das freie Feld zum schützenden Waldrand gezerrt worden, als tieffliegende Jabos auf einzelne Fußgänger Jagd machten, hatten den Mann, der eben noch dicht hinter uns gelaufen war, reglos auf dem Acker liegen sehen. Und wir hatten vor dem Krankenhaus gewartet, wenn Mutter das Mädchen aus dem zerstörten Eckhaus besuchte, weil es ja nun keine Eltern mehr hatte, die das tun konnten. Tja Kinder, das ist der Krieg, sagten die Großen - was hätten sie uns auch sagen sollen.

Neu und ungewohnt war vor allem, dass Mutter uns jetzt häufig alleine ließ. Es war nicht zu übersehen, wie ungern sie das tat, und wir Kinder machten es ihr nicht eben leichter. Aber sie konnte uns auf ihren Wegen wirklich nicht gebrauchen, und unser Jammern und Bitten ging unter in einem

Berg von Ermahnungen: Ja nicht die Küche zu betreten, wo der Nussbaum seine versengten Zweige anklagend durch die zerstörte Mauer streckte, die Wohnung nicht zu verlassen, brav zu sein und nicht zu streiten und vor allen Dingen nicht die Haustür zu öffnen, ganz egal, wer sich draußen und womit melden würde.

Verlassen standen wir am Fenster und sahen ihr nach, wie sie auf dem Fahrrad davon strampelte, ein wenig schwankend beim Aufsteigen unter dem Gewicht des hoch beladenen Gepäckträgers. Mutter fuhr zum Hamstern auf die umliegenden Dörfer und tauschte nach und nach ihre Aussteuer, die steife, noch unbenutzte Bett- und Tischwäsche mit den großen handgestickten Monogrammen, Urgroßvaters echt goldene Taschenuhr und unsere Babykleidung in Kartoffeln, Eier und hin und wieder ein Stück Speck um. Auch die Kette mit dem glitzernden Kreuz, die ich immer so an ihr bewundert hatte, war eines Tages verschwunden; wirklich schmerzlich berührte mich aber nur der Verlust meines Kinderwagens, der doch jetzt eigentlich Puppe Karla gehörte, und auch Mutters Schilderung, wie sich die junge Frau mit dem Baby über den Wagen gefreut hätte, konnte mich nicht trösten. Immerhin hatten wir wieder zu essen und waren ein Weilchen von dem muffigen Maisgries erlöst.

Das Warten auf Mutters Rückkehr zog sich endlos. Wir spielten kreative Spiele, bauten unter dem großen Esstisch eine gemütliche Höhle für Vater, Mutter, Kind, die dann zur Schule umfunktioniert wurde, in der Teddy, Karla und ich auf einer verkrazten Schiefertafel in die Geheimnisse des ABC eingeweiht wurden. Felix las mir die „Wurzelkinder“ und die „Häschenschule“ vor und malte ein Willkommensschild für Mutter, das ich höchst unpassend zur Jahreszeit mit Häschen und bunten Ostereiern verzieren durfte. Schließlich deckten wir erwartungsvoll den Abendbrottisch und liefen immer öfter zum Fenster.

Mutters Rückkehr war jedes Mal ein Fest, und fast immer brachte sie uns zur Belohnung fürs Bravsein etwas mit: rotbackige Äpfel, einen Laib Bauernbrot, ein paar Eier und einmal, mit besonderem Stolz, ein großes Stück gekochten Schinken. Ihre freudige Erwartung wurde allerdings herb enttäuscht. Ich fand die unbekannte Köstlichkeit ungenießbar und, obwohl wahrhaftig nicht verwöhnt, spuckte ich sie schauernd aus.

Wir waren meistens gehorsame Kinder, wollten Mutter Freude machen, wenn sie abgekämpft und durchgefroren nach Hause kam, aber einmal sind wir doch ausgebüxt, und das kam so: Felix hatte mir erzählt, dass vor der Schule jetzt Schilderhäuschen aufgebaut seien, eins rechts, eins links vom Eingang, und in jedem stünde Tag und Nacht ein Soldat mit Gewehr und passte auf, dass niemand die Schule betrat und dass alle Deutschen die Anordnung befolgten, an dieser Stelle respektvoll das Trottoir zu verlassen und auf der Straße weiterzugehen.

Das ging ja noch an, aber Felix behauptete steif und fest, einer der Soldaten sei ganz schwarz, so wie der Mohr im „Struwelpeter“, und das ging mir dann doch zu weit. Ich kannte ja zur Genüge die Flunkereien, mit denen er gerne die kleine dumme Schwester aufzog. Meine Ungläubigkeit erboste ihn, und er bestand darauf, die Sache sofort in Augenschein zu nehmen.

Neugierig und nur allzu gerne folgte ich der Aufforderung, eine willkommene Abwechslung vom artigen Schönschreiben auf der Schiefertafel. Unterwegs hatte Felix eine verwegene Idee, und seine Augen blitzten vor Unternehmungslust. Was wohl würde passieren, wenn man den Soldaten nicht gehorchte, gemütlich weiterging auf dem Trottoir und von dem fremden Hoheitsgebiet einfach keine Notiz nahm?

„Felix, du spinnst!“, rief ich angstvoll in Erwartung des schwarzen Mannes mit dem Gewehr, aber ich wusste, dass ich bereits verloren hatte; natürlich würde ich mittun, was der große Bruder vormachte. Mit heimlichem Grauen betraten wir das verbotene Land und schielten bang zu den reglosen Wächtern. Was würde jetzt mit uns geschehen, ob wohl gleich einer das Gewehr von der Schulter riss, um die feindliche Invasion zu vertreiben?

Die blau Uniformierten schauten stumm und unbeteiligt ins Weite. Der Aufstand der Zwerge schien ihnen völlig zu entgehen. Bei aller Erleichterung doch auch eine rechte Enttäuschung – so viel Mut verpuffte ins Nichts, man wurde klein und unbedeutend. Von unserem tollkühnen Ausflug erzählt haben wir zu Hause lieber nicht.

Wenige Tage später wurde Mutter auf die Kommandantur bestellt, und das schlechte Gewissen trieb uns um. Sie kam in heller Aufregung nach Hause, aber zu unserer unsäglichen Erleichterung hatte die nichts mit unserer Heldentat zu tun. Im Wartezimmer der Kommandantur hatte ein Schild gehangen, alle Deutschen müssten aufstehen, wenn ein französischer Offizier den Raum betrat. Der erste ging achtlos vorbei, alles stand auf, Mutter blieb sitzen; so auch beim zweiten. Der dritte aber pflanzte sich vor ihr auf, deutete auf das Schild und fragte, ob sie nicht lesen könne. „Doch, doch, natürlich“, meinte Mutter, die recht gut französisch sprach. Warum sie dann nicht aufstehen würde? „Ich kenne französische Männer nur als Kavalier“, antwortete Mutter hoheitsvoll, „und kann mir nicht vorstellen, dass einer von ihnen erwartet, dass eine Dame vor ihm aufsteht.“

Dann erhob sie sich aber doch lieber, rauschte aus dem Zimmer und ließ den verhinderten Kavalier verduzt zurück. Natürlich musste sie über kurz oder lang wieder hinein, denn sie war ja einbestellt worden und sollte auch bald den Grund erfahren. Wir würden Einquartierung bekommen, schon morgen würden Monsieur und Madame Bonneville mit ihren Kindern Monique und Paul bei uns einziehen.

Mutter musste das Schlafzimmer räumen und zog ins Wohnzimmer um, und auch Vaters Arbeitszimmer, das unberührt gestanden hatte, seit er in den Krieg gezogen war, würde jetzt von Bonnevilles bewohnt werden. Wir waren voller Erwartung und mächtig gespannt auf die neuen Mitbewohner, Mutter offensichtlich weniger. Mit finsterner Miene räumte sie Vaters Schreibtisch aus und brachte seine persönlichen Sachen im Wohnzimmer unter. Nur die schwere Bronzefigur vom „Alten Fritz“ auf dem Bücherschrank vergaß sie. Damit sollte sie Bonnevilles eine unerwartete Freude machen: sie hielten ihn für Napoleon und einen besonderen Willkommensgruß.

Monsieur trug die blaue Uniform, die ich nun schon kannte, und ein Oberlippenbärtchen, so etwas hatte ich noch nie gesehen. Ein Mann im Haus war ohnehin befremdend; Vater kannte ich nur von dem Foto auf Mutters Frisiertisch und von ihren Erzählungen, und auch Onkel Karl galt als vermisst.

Noch mehr aber beeindruckte mich Madame. Sie war wunderschön, und ich stand stumm und staunte. Nie hatte ich so langes lockiges Haar gesehen, das bis fast zur Taille fiel, nie einen Mund, der ebenso rot leuchtete wie das märchenhafte Kleid, und dann dieser Duft, der hinter ihr herwehte! Mir dämmerte, dass dies eine wirkliche Dame sein musste im Unterschied zu den Frauen mit strengem Knoten und rissigen Händen, die ich kannte.

Und Madame war eine Dame. Nie trug sie eine Schürze, nie sah ich sie beim Putzen oder Wäsche waschen – dafür kam jeden Dienstag ein deutsches Mädchen ins Haus, und gerne gab sie zu verstehen, dass sie Besseres gewöhnt war, sich schmerzlich zurücksehnte in jenes ferne Märchenland, aus dem sie gekommen war. Oft saß sie im Morgenrock mit silbrigen Röllchen im Haar noch beim Frühstück, wenn aus Mutters Töpfen schon der Kohl fürs Mittagessen dampfte; dann war sie nicht ganz so schön anzusehen, aber am Abend, wenn Monsieur nach Hause kam, verwandelte sie sich wieder in eine Märchenfee, und dann gingen sie aus.

Mir war klar, dass sie auf jenen rauschenden Bällen weilten, auf denen man zu himmlischen Klängen über glänzendes Parkett schwebte und an festlich gedeckten Tafeln Gebratenes und Gesottenes aß. Die Märchen waren Wirklichkeit geworden und in meine Nähe gerückt. Das Märchen nahm ein schnelles, unromantisches Ende. Einige Wochen vor Weihnachten kam Monsieur alleine vom Ball zurück. Er war bleich und verstört, holte Koffer aus der Abstellkammer und verschwand im Zimmer. Noch lange hörten wir ihn rumoren, Schubladen und Schränke öffnen und wieder zuknallen, dann ging er noch einmal fort. Am nächsten Morgen bat er, immer noch bleich aber gefasst, Mutter um ein Gespräch unter vier Augen.

Madame habe ich nie wieder gesehen. Sie musste wegen Familienangelegenheiten dringend nach Frankreich zurückfahren, wie man uns Kindern erklärte, und Monique und Paulo kamen in Mutters Obhut. Plötzlich hatte ich eine Schwester.

Monique war in meinem Alter, fast einen halben Kopf kleiner und unglaublich quirlig. Den ganzen Tag hüpfte und tanzte sie durch die Wohnung, lachte und redete mit Händen und Füßen, und ich war hin- und hergerissen von ihrem Charme. Die fremde Sprache störte kaum.

Mütter haben auf der ganzen Welt die gleichen Sorgen, Puppenmütter auch. Moniques Puppe „Juliette“ stand Madame an Schönheit nicht nach. Sie war ebenso sorgfältig gelockt und geschminkt und ebenso prächtig gekleidet, und ihre braunen Glasaugen sahen sehnsüchtig in die Ferne. Ich betrachtete sorgenvoll meine heiß geliebte Puppe „Karla“, genannt nach dem gleichfalls heiß geliebten Onkel Karl, ob sie einen Vergleich wohl aushielt. „Karla“ war aus einem Strumpf entstanden, hatte aufgestickte blaue Augen und einen roten Lächelmund; ihre Zöpfe waren aus Wollresten

geflochten und fielen keineswegs seidig glänzend über den Rücken, und wie hausbacken hörte sich ihr Name an neben dem melodisch-fremdländischen „Juliette“. Dass mein großer Bruder sie zudem wegen ihrer etwas schlaff geratenen Arme und Beine despektierlich „Schlenkerkarlinchen“ getauft hatte, war zwar ärgerlich, hatte aber bisher meiner Liebe zu beiden keinen Abbruch getan. Schließlich war Felix ein treuer und verlässlicher Familienvater, der sich nicht scheute, das belächelte Kind mit zu füttern, anzukleiden und sogar auszufahren.

Jetzt trat er mit seiner Rolle in den Hintergrund, denn Monique gewann zunehmend an Bedeutung für mich, und wir lernten schnell voneinander. Streit gab es gelegentlich um „Karlinchen“. Seltsamerweise gab Monique meinem schlichten Kind den Vorzug vor der eleganten Juliette und wollte beim Spiel gerne tauschen. Verlockend kam hinzu, dass „Karla“ über einen ganzen Koffer voll selbst genähter Kleider, Mäntel und Nachthemden verfügte, während „Juliette“ Tag und Nacht aus ihrem Rüschenkleid nicht herauskam. Jedenfalls entrüstete ich mich über die Rabenmutter und verfügte bald über den erforderlichen Wortschatz, um meinem Unmut Ausdruck zu verleihen.

Es wird behauptet, ich hätte in der neuen Sprache geschimpft wie ein Rohrspatz. So schlimm kann es wohl nicht gewesen sein, denn ich fand's herrlich, dass jetzt so viele Kinder um den Tisch saßen. Paul war zwar noch zu klein, um richtig mitzuspielen, aber er war gut für Hilfsdienste und Botengänge zu gebrauchen, und ich glaube, wir nützten das weidlich aus. Der arme kleine Paul, er vermisste die Mutter so sehr, und wir Großen hatten kaum Verständnis für sein häufiges Weinen, sein plötzliches Bettnässen und seine Angst vor den unruhigen Schatten der Petroleumlampe im Flur. Besonders das abendliche Entsetzen, er könne zusammen mit dem Badewasser durch den Abfluss weggesaugt werden, ließ uns kichernd unsere haushohe Überlegenheit fühlen.

Monique hatte erstaunlich wenig Probleme mit der verschwundenen Mutter, teilte auch deren Sehnsucht nach Frankreich nicht. Dafür erzählte sie uns haarsträubende Geschichten vom Bauernhof der Großeltern, auf dem sie aufgewachsen war. Vom Schwein, das seinen Kopf durch die Luke zum angrenzenden Stall in die Küche gestreckt hätte, von der Kuh, die ins Haus kam und caca in die Küche machte und von der Großmutter, die dann den Besen nahm und caca wieder rausfegte.

Wenn Mutter sie lachend ermahnte, bei der Wahrheit zu bleiben, stieg das winzige Persönchen vor Eifer auf den Tisch, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, und beteuerte: „C'est vrai, Madame, c'est vraiment vrai!“, und ließ gleich noch die Geschichte folgen vom wöchentlichen Badefest, wenn Großvater den großen Zuber in die Küche holte und viele Töpfe mit Wasser auf dem Herd brodelten. Wie er dann, getarnt hinter mächtigen Dampfvolken, als erster in die Wanne steigen durfte, gefolgt von der Großmutter und nach und nach dem Rest der Familie. Das Schlaraffenland, von dem wir staunend gehört hatten, bekam ein zweites, sehr irdisches Gesicht.

Weihnachten kam näher, und wir wurden trotz heftigem Protest früher ins Bett geschickt als sonst, selbst die Gute-Nacht-Geschichten fielen spärlicher aus. Kaum war das Licht gelöscht, konnten wir

hören, wie Mutter sich in der inzwischen notdürftig reparierten Küche einschloss, und Felix behauptete entdeckt zu haben, dass das Licht dort die halbe Nacht hindurch brannte.

Am Tag des Heiligen Abends waren wir aufgeregt wie alle Kinder. Mutter war stiller als sonst und hatte verweinte Augen. Die Hoffnung, dass Vater zu Weihnachten heimkommen oder doch wenigstens schreiben würde, hatte sich nicht erfüllt. Wie in so vielen Familien legte sich die Ungewissheit über das Schicksal der Väter, Brüder und Söhne wie ein grauer Schleier über die Festtage. Wir schlossen uns pflichtschuldig für ein Weilchen der Trauer an, aber tatsächlich vermissten wir nichts, hatten Weihnachten mit einem Vater nie bewusst erlebt und fieberten vielmehr dem Abend entgegen. Nur Paulo saß still und blass in einer Ecke und nuckelte trübsinnig am Daumen, und Monsieur hatte Dienst.

Nun brannten in der Küche, dem einzigen beheizten Raum, ein letztes Mal die Kerzen am Adventskranz, und wir sangen mehr oder weniger froh. Da ging plötzlich die Haustür, und Männerschritte kamen näher. „Le Père Noël“, murmelte Paulo und flüchtete sich auf Mutters Schoß. Alle starrten mit unterschiedlichen Erwartungen auf die Tür. Eine große Kiste wurde herein geschoben, und dann ergoss sich ein Füllhorn unvorstellbarer Schätze über unseren Küchentisch. Langes, knuspriges Weißbrot, Butter, Kaffee, Zucker, Orangen, Schokolade und immer noch mehr. „Es reicht für uns alle“, sagte Monsieur vergnügt und freute sich an dem Staunen.

Als es dämmrig wurde, ging Mutter ins Weihnachtszimmer, um ausnahmsweise dort anzufeuern, damit das Christkind nicht frieren musste. Und endlich, endlich ertönte das silberne Glöckchen, wir durften eintreten. Das Christkind war da gewesen und hatte etwas von seinem Glanz zurückgelassen und dazu noch wunderbare Geschenke. Für jedes Kind hatte es mollige Hausschuhe mit dicken, warmen Filzsohlen eigenhändig genäht und dazu noch ein richtiges Hexenhaus gebacken, hinter dessen Fensterchen ein geheimnisvolles blaues Licht glimmte.

Das blaue Licht war eigentlich eine Notlösung, blaues Seidenpapier das einzige, was Mutter hatte auftreiben können. Für uns erhöhte es das Geheimnisvolle, schien folgerichtig, dass eine Hexe sich nicht mit gewöhnlichem Licht umgab. Vor der halb geöffneten Tür standen Hänsel und Gretel und streckten die Hände nach den Lebkuchenziegeln aus. Es war überwältigend. Mutter setzte sich ans Klavier, was sie lange nicht mehr getan hatte und spielte „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“; wir standen andächtig an der Krippe mit den schönen, geschnitzten Engeln und wussten, dass ihre gute Mär Wirklichkeit geworden war.

Das Neue Jahr brach mit eisiger Kälte über uns herein, und eines Morgens waren die Wasserrohre eingefroren. Monsieur schickte einen Mann mit einem Bunsenbrenner, der sie wieder gängig machte, und er schickte Briketts. Wo er die aufgetrieben hatte, blieb uns ein Rätsel, aber diese Frage war auch wirklich zweitrangig.

Die Nachricht von der Versetzung Monsieurs traf uns unerwartet und schwer. Monique und ich lagen uns weinend in den Armen, versprachen uns ewige Treue, ein Versprechen, das leider nicht überdauert hat. Und wir taten etwas Ungeheuerliches: Wir tauschten unsere Kinder aus, nur bis zum baldigen Wiedersehen, das wir dem Schicksal damit abtrotzen wollten. „Schlenkerkarlinchen“ durfte nach Frankreich reisen, „Juliette“ blieb bei Felix und mir - und da ist sie auch heute noch. Ein Jeep lud die kleine Familie mit Koffern und Taschen auf und verschwand um die nächste Straßenbiegung.

Jutta Fichtner